

(Nachdruck verboten.)

481

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther weigerte sich nicht.

Sie gingen hinein und suchten nach einer Stelle, wo sie sich setzen konnten.

„So, dies erinnert mich so 'n bißchen wieder an frühere Zeiten,“ sagte William und setzte sich dicht neben Esther nieder.

„Wenn Du von solchem Unsinn zu reden beginnen willst, so gehe ich sofort; ich bin nur deshalb hier bei Dir, weil Du sagtest, Du wolltest mir etwas Besonderes über das Kind sagen.“

„Nun, sag' mal, ist es denn nicht natürlich, daß ich meinen Sohn sehen möchte?“

„Woher weißt Du, daß es ein Sohn ist?“

„Ich denke, Du sagtest es; aber ich wünschte, daß es ein Junge wäre; ist es einer?“

„Ja, es ist ein Junge, und ein wunderschöner Junge, ganz anders als sein Vater. Ich habe ihm immer gesagt, sein Vater sei tot.“

„Und thut ihm das leid?“

„Gar nicht, denn ich hab' ihm auch gesagt, daß sein Vater nicht gut zu mir war; und er fragt nichts nach solchen Menschen, die böse zu seiner Mutter waren.“

„Du hast ihn also gelehrt, mich regelrecht zu hassen.“

„Er weiß überhaupt gar nichts von Deiner Existenz, woher sollte er es denn?“

„Sehr wahr; aber Du brauchst deshalb doch nicht so häßlich zu mir zu sprechen. Das Geschehene kann nun mal nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Ich weiß, daß ich schlecht zu Dir gewesen bin, aber ich selbst bin auch verdammt schlecht behandelt worden. Du hast allerdings schwere Zeiten durchzumachen gehabt, aber wenn Dir das einen Trost gewährt, kann ich Dir nur sagen, daß es mir ganz ebenso ergangen ist.“

„Es ist gewiß unrecht von mir, aber Dein Anblick hat so viel Bitterkeit in meinem Herzen aufgewühlt, wie ich's gar nicht sagen kann,“ erwiderte Esther.

William lag lang ausgestreckt in dem dürftigen Grase. Er hielt einen langen Grassalm zwischen seinen kleinen gelben Zähnen und kaute daran. Beide schwiegen einen Augenblick. Er sah Esther an, sie sah kerkzengerade da und ihr gesteihtes Kattunkleid breitete sich über den kümmerlichen Grashoden hin. Ihre Zade war vorn offen und hing lose herab. Er fand sie sehr hübsch und stellte sie sich in Gedanken schon vor als seine Frau hinter dem Schantisch im „Kings-Head“. Seine erste Ehe war kinderlos geblieben und hatte ihm überhaupt in keiner Weise Glück gebracht. Jetzt wünschte er sich eine Frau von Esthers Art, und eine große und wahre Sehnsucht nach seinem Sohn begann in ihm aufzukeimen. Er versuchte in Esthers unbeweglichem Antlitz zu lesen. Es sah ernster aus als sonst, verriet aber nichts von der Leidenschaft, die in ihr tobte. Sie dachte nach. Sie mußte es einrichten, daß die beiden Männer einander nicht begegneten. Wie sollte sie William nur loswerden? Sie bemerkte, daß er sie ansah, und um seine Gedanken von ihr abzulenken, fragte sie ihn schnell, wohin er denn damals mit seiner Frau gegangen sei, als sie Woodbriev verlassen hatten. Er antwortete zuerst nicht, dann sagte er:

„Peggy wußte die ganze Zeit über, daß ich in Dich verflochten war.“

„Ach, das ist ja ganz gleichgültig; erzähle mir doch, wohin Ihr gingt; man sagte, Ihr wäret ins Ausland gegangen.“

„Ja; wir gingen zuerst nach Boulogne, das ist in Frankreich; aber fast alle Leute sprechen dort englisch; und ich fand dort gleich ein famoseres Billardetablisement, wo alle die großen Sportsleute sich abends versammelten. Wir machten auch die Rennen mit; gleich am ersten Tage hatte ich Glück, ich setzte auf drei Pferde, die alle gewannen. Am zweiten Tage ging es nicht ganz so gut. Dann gingen wir nach Paris; das muß ich wirklich sagen, die Rennplätze liegen dort riesig bequem, kaum eine halbe Stunde zu fahren, so ist man schon da.“

„Hat Paris Deiner Frau gefallen?“

„O ja, es hat ihr ganz gut gefallen. Da sind ja alle die großen Modewaren zu haben, und die Läden sind wirklich prachtvoll. Aber ich hatte es bald satt, und dann gingen wir nach Italien.“

„Wo ist das?“

„Das ist unten im Süden. Ein scheußliches Land; da bekommt man nichts wie sauren Wein zu trinken, und alles, was man ißt, ist in Del gekocht, und den ganzen Tag über thut man nichts als Bildergalerien besuchen. Davon hatte ich nun auch bald genug, und wie ich's nicht länger aushalten konnte, sagte ich: „So, nun ist's genug; ich will wieder nach England zurück, wo ich wieder ein ordentliches Beefsteak und ein gutes Glas Ale bekommen kann, und wo man gelegentlich auch ein anständiges Pferd zu sehen kriegt!“

„Aber sie muß Dich doch sehr geliebt haben?“

„Ach ja, so auf ihre Weise. Aber sie liebte es immer, sich mit den Sängern und Malern, die wir dort kennen lernten, zu unterhalten, da war ja auch nichts Schlimmes dran; das Schlimme kam erst, nachdem wir etwa drei Jahre verheiratet waren.“

„Was geschah denn da?“

„Na, da hab' ich sie eben abgefangen.“

„Ach ja — abgefangen! Ihr Männer glaubt immer das Schlimmste von den Frauen.“

„O nein, bei ihr hab' ich ganz recht gehabt, sie konnte mich nicht mehr ausstehen, und ich konnte sie auch nicht mehr ausstehen. Es war ja auch nichts Natürliches — die ganze Geschichte. Ihre Freunde konnten meine Freunde nicht sein, und was meine Freunde anbelangte, so hörte sie nie auf, mich ihretwegen zu beleidigen. Wenn ich einen Freund mit nach Hause brachte, wollte sie nie in demselben Zimmer mit uns bleiben. So hatten die Dinge sich schließlich zugespitzt — und ich mußte doch immer und immer an Dich denken, und manchmal sprachen wir sogar von Dir. Eines Tages sagte sie: „Dir thut's wohl schon leid, daß Du nicht lieber einen Diensthöndchen geheiratet hast?“ und darauf sagte ich: „Und Dir thut's wohl leid, daß Du einen geheiratest hast. Wie?“

„Das war gut; was sagte sie darauf?“

„O, die! Sie legte ihre Arme um meinen Hals und sagte, sie liebte niemand auf der Welt so sehr wie ihren langen Bill. Aber alle diese Mädchen konnten mich nicht mehr blind machen, und ich sagte zu mir selbst: „Halt die Augen offen.“ Denn da war ein junger Kerl, der immer um sie rum-scharwenzelte in einer Weise, die mir nicht gefiel. Er war immer so furchtbar höflich zu mir, redete in einem fort von Pforden, und dabei konnte ich doch sehen, daß er keine Spur davon verstand. Er ging sogar soweit, mich nach Kempton zu begleiten.“

„Und wie endete die ganze Geschichte?“

„Ich war fest entschlossen, gut acht zu geben auf diesen jungen Schafskopf und mit einem früheren Zuge von Ascot zurückzukehren, als sie mich erwartet hatten. Ohne jedes Geräusch trat ich ein und lief hinauf nach dem Salon. Da saßen sie beide vertraulich zusammen auf dem Sofa. Ich sah ihnen sofort an, daß meine Rückkehr sie erschreckt hatte. Der junge Mensch wurde erst ganz rot, dann blaß, stand auf, stammelte etwas, wovon ich kein Wort verstand, es war natürlich Blödsinn. Sie aber rief: „Was, Du bist schon zurück? Wie war es denn in Ascot? Hast Du Glück gehabt?“

„Ausgezeichnet,“ sagte ich, „hab' mich sogar sehr gut amüsiert; aber jetzt werd' ich mich hier noch besser amüsieren.“

„Während ich sprach, fixierte ich meine Frau scharf, und ich sah es ihr auf dem Gesicht an, daß gar kein Zweifel an der Sache mehr möglich war. Da packte ich ihn denn an der Kehle und schrie: „Ich gebe Ihnen zwei Minuten Zeit, um die Wahrheit zu gestehen, ich weiß ohnehin alles, aber ich will es nun auch noch von Ihnen hören. Nun also raus damit oder ich erwürge Sie.“ Und ich drückte einmal fest zu, um ihm zu zeigen, daß ich im Ernst sprach. Er verdrehte die Augen wie ein abgestochenes Kalb, und meine Frau schrie: „Hilfe, Mörder!“ Ich ließ ihn los, stellte mich zwischen sie und die Thür, drehte den Schlüssel im Schloß um und steckte ihn in die Tasche. „So,“ sagte ich, „nun werdet Ihr beide die Wahrheit gestehen.“ Er sah totenbleich aus, und es schien, als hätte er sich am liebsten im Kamin verkrochen; sie aber sah aus, als ob sie mich am liebsten umgebracht hätte: es war nur nichts

Da, womit sie das thun konnte, und da sagte sie plötzlich in ihrer eitelhaften, farsastischen Weise: „Eigentlich, Percy, sehe ich gar nicht ein, warum er es nicht erfahren sollte. Ja,“ sagte sie, „er ist mein Geliebter, nun kannst Du Dich von mir scheiden lassen, sobald Du willst.“ Das erstaunte mich ein bißchen und ärgerte mich zugleich, denn ich hatte die Absicht gehabt, den Kerl vor ihren Augen so lange zu würgen, bis er es eingestand, bloß um ihn vor ihr zu beschämen. Aber dies kleine Vergnügen verdarb sie mir, denn sie sagte: „So, Percy, nun wollen wir gehen!“ Darauf sagte ich: „Ja, das sollt Ihr, aber nicht ohne meine Erlaubnis.“ Dann schloß ich die Thür auf, nahm ihn beim Kragen und führte ihn bis an die Schwelle. Er kam mit, sanft und zitternd wie ein Lamm, das abgeschlachtet werden soll, und an der Thür gab ich ihm einen solchen Fußtritt, daß er hinausfiel wie eine Kugel aus der Pistole. Er rollte die ganze Treppe hinunter bis unten hin. — Und sie sah mich an mit Augen!! — Wahrhaftig, weißt Du, wenn sie mich hätte morden können, sie hätte es in dem Moment gern gethan. Aber sie konnte es nicht, und so beruhigte sie sich denn anscheinend ein bißchen. „Laß mich ruhig gehen,“ sagte sie, „Du kannst mich ja jetzt doch nicht mehr haben wollen; Du kannst Dich scheiden lassen, ich werde die Kosten bezahlen.“

„Fällt mir gar nicht ein,“ sagte ich, „Dir diesen Gefallen zu thun. Also Du möchtest ihn heiraten?“

„Ja, er ist ein Gentleman; von Deiner Sorte hab' ich nun genug gehabt; aber wenn Du Geld haben willst, will ich Dir gerne etwas geben.“

„Ich lachte sie einfach aus, und so in diesem Tone redeten wir wohl noch eine Stunde lang weiter miteinander. Dann wurde sie auf einmal ruhiger; ich wußte sofort, daß sie etwas vorhatte, aber ich konnte mir nicht recht klar machen, was. Wir bewohnten zwei Zimmer im Hotel, einen Salon und ein Schlafzimmer. Sie erhob sich plötzlich und ging ins Schlafzimmer hinein. Ich ging ihr nach, bloß um sicher zu sein, daß sie mir nicht entweichen konnte. Vor der Thür stand eine schwere Kommode, und ich hielt es nicht für möglich, daß sie die würde rücken können, darum ging ich wieder in den Salon zurück. Aber merkwürdig, sie hatte es doch möglich gemacht, die Kommode zu rücken, ohne daß ich es hörte, und bevor ich ihr noch nachkonnte, war sie zur Thür hinaus und wie ein Blitz die Treppe hinuntergefaßt. Ich ihr natürlich nach; aber sie hatte einen zu großen Vorsprung; bevor ich noch die halbe Treppe runter war, hörte ich schon die Hausthür zuschlagen.“

Beide schwiegen einen Moment. William warf den Grasalm, an dem er gekaut hatte, fort. Eithier drehte einen Halm nervös zwischen den Fingern.

„Aber was hat diese ganze Geschichte eigentlich mit mir zu thun?“ fragte sie. „Wenn das alles ist, was Du mir erzählen wolltest —“

„Na, Du bist gut! Hast Du mich nicht selber um die Geschichte gebeten?“

„Also Du hast zwei Frauen verlassen, anstatt einer, das ist so ungefähr das Ganze, was ich daraus verstehe,“ sagte sie kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Merkblatt der Königstreue.

Von allen Dingen dieser Welt, die ich nie verstanden habe und vorausgesetzt, daß ich es nicht doch noch zum Minister bringe, niemals verstehen werde, ist mir am unverständlichsten jenes dunkle, überfinnliche Wesen, das man Königstreue nennt. Spricht man zu mir gar von angestammter Königstreue, so gerate ich rettungslos in jene Gemütsstimmung, in der sich Herr v. Podbielski befinden muß, wenn er in parlamentarischem Schöpferdrange die Anfänge einer neuen Sprache und neuer Denkgesetze erfindet, die dann im agrarischen Zukunftsstaat auf dem Verwaltungswege eingeführt werden dürften. „Dies Drama, meine Herren, ist kein Drama, sondern eine Komödie“ — rief er soeben in Herrenhaufe namens der zu begründenden neuen Sprache und Logik aus. Dieses Tier ist kein Tier, sondern ein Elefant. Diese Pflanze ist keine Pflanze, sondern eine Rose. Dieser Mensch ist kein Mensch, sondern ein Staatsmann. So werden wir künftig denken, wenn erst die Getreidezölle die angemessene Höhe erreicht haben, obzwar ich fürchte, mit dem letzten Beispiel einen kleinen Rückfall in die annoch geltenden Hirnregeln erlitten zu haben. So denke ich aber schon heute, sobald der geheimnisvolle Begriff der angestammten Königstreue mein Bewußtsein angreift.

Es scheint, als ob auch in einigen Provinzen des preussischen Staates die Menschen in einen ähnlichen Zustand geraten, wenn man ihnen von angestammter Königstreue spricht. Namentlich in der Provinz Hannover herrscht das Leiden. Dort giebt es nämlich

wunderliche Leute, die sich erinnern, daß sie nicht immer Provinz, sondern früher einmal Königreich waren, daß sie den Welfen, nicht den Hohenzollern angestammt waren, und daß vor kaum 38 Jahren der plötzliche Wechsel aller heiligsten Gefühle eingetreten ist. Wenn diese Leute von angestammter Königstreue reden, so meinen sie immer noch den welfischen Herrn. Das ist selbstverständlich ein gemeingefährlicher Irrtum, fast Hochverrat. Aber jene Leute begreifen ihre Sünde nicht, und ich verstehe vollständig, daß sie es nicht begreifen. Neulich im Reichstag hat sich Herr v. Hammerstein redliche Mühe gegeben, von Polizei wegen den Hannoveranern die richtige Vorstellung von angestammter Königstreue beizubringen. Er meinte, Preußen werde nie seine im Kriege erworbenen Provinzen aufgeben, „um einigen Leuten zu gefallen, die an alten Erinnerungen festhalten“. Man bemerkt also zunächst, daß die angestammte Königstreue der Hannoveraner schon deshalb keine richtige angestammte Königstreue sein kann, weil sie eben nach polizeilicher, altemännlicher Ermittlung nur alte Erinnerungen darstellt. Ferner ist das kein echt angestammtes Königtum, weil der alte König schon seit 38 Jahren verschwunden ist, und zwar nicht etwa infolge von Rechtsbruch und Gewalt, sondern infolge eines Gottesgerichts: „Dieser Rechtsbruch und diese Gewalt wäre einmal durch den Ablauf von 38 Jahren gewissermaßen schon Recht geworden; aber es ist kein Rechtsbruch, es war eine Kriegsentcheidung, und der Krieg ist ein Gottesgericht, und in diesem Gottesgericht ist Hannover unterlegen.“ Wer versteht nun nicht, daß jene welfische Königstreue keine Königstreue, sondern eine Gotteslästerung ist, eine Auflehnung gegen den allerhöchsten, himmlischen Gerichtshof, der seine Urteile mittels Flinten, Säbeln und Kanonen zu fällen pflegt — nach polizeilicher Feststellung. Schließlich beruht jene Königstreue deshalb auf einem Irrtum, weil ja inzwischen — doch das kann nur mit Herrn v. Hammersteins eignen Worten gesagt werden: „Diese Partei (der welfischen Königstreue) wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn, so lange sie im Widerstande gegen den König verharrt, den der liebe Gott ihr (im Jahre 1866!) gesetzt hat, die königlich preussische Regierung ihr mit aller Entschiedenheit entgegentritt.“

Ich darf verraten, daß Herr v. Hammerstein diese erleuchtenden Andeutungen einer kleinen Abhandlung entnommen hat, die er eigenhändig verfaßt hat, damit sie in den hannoverschen Schulbüchern abgedruckt, ferner in allen öffentlichen Gebäuden plakatiert wird und auf diese Weise endlich in jener verwirrten Provinz die Jugend den richtigen Begriff der angestammten Königstreue empfangt. Die Abhandlung — ein Meisterstück populär-polizeilicher Aufklärung — betitelt sich „Merkblatt der Königstreue“ und hat folgenden Wortlaut:

Die Menschen sind im allgemeinen unvollkommen. Es giebt aber auch vollkommene Menschen. Diese nennt man Könige (Kaiser, Großherzöge, Herzöge, Kurfürsten, Markgrafen). Könige sind Inhaber sämtlicher Tugenden und Fähigkeiten. Sie sind weise und allwissend, schön und stark, gerecht und weiblichend, sie sind große Feldherren, Meister der Künste und Wissenschaft, und überschauen von hoher Warte die Menschheit. Wenn sie etwas sagen, so ist es je nachdem genial, witzig, leutselig oder scharfsinnig.

Zu den Geschichtsbüchern lesen wir zwar, daß es Könige gegeben habe, die vom medizinischen Standpunkt Wahnsinnige, nach pädagogischer Auffassung Dummlöpfe, nach kriminellem Maßstab Verbrecher und der Keßheit zufolge Unholde gewesen sind. So etwas sind Könige aber stets erst hinterher, wenn sie nämlich tot sind oder ihre Krone sonst in Verfall geraten ist. Weil das von dem beschränkten Menschenverstand nicht gleich eingesehen werden kann, daß Könige erst nach ihrer Vernichtung ganz etwas andres werden als sie vorher waren, so ergiebt sich, daß sie von Gottes Gnaden sein müssen; denn ihr Wesen ist gleichfalls unerforschlich. Außerdem aber kommt es auch gar nicht darauf an; denn sie sind unverantwortlich, das heißt: sie können sein, wie sie wollen, das geht niemand etwas an.

Außer den vollkommenen Königen giebt es unvollkommene Menschen. Diese nennt man Völker. Völker sind deshalb auf der Erde, damit sie den Königen treu sind. Die Königstreue muß angestammt sein, weil sonst der König Vater seinen ältesten Sohn nicht König lassen werden kann, während er doch keinen anderen Versuch ergreifen darf, weil er dann unvollkommen werden würde. Es ist aber klar, daß ein vollkommener Vater keinen unvollkommenen Sohn haben kann; sonst hätte er ja einen Fehler, der doch unmöglich ist.

Die angestammte Königstreue äußert sich folglich immer gegen die gleichen Familien. Eine Familie von Königen heißt Dynastie. Die Königstreue ist demnach dynastisch. Die Wissenschaft drückt dies Verhältnis als „Prinzip der Legitimität“ aus. Die Erde ist deshalb geschaffen worden, damit das Prinzip der Legitimität aufrecht erhalten wird.

Ist der unvollkommene Mensch ein Beamter oder gar ein Soldat, so muß er die angestammte Königstreue beschwören. Gewöhnliche Menschen haben sie nur zu fühlen. Ist der Soldat jedoch ein General oder ein Generalfeldmarschall und ist ihm der König im Wege, so darf er, wenn es niemand merkt, auf ihn scheßen. Das liegt im Wesen des höheren Militärs und der angestammten Königstreue.

Wird ein König von seinem Volke entthront, so ist dies das schwerste Verbrechen, für das noch nach der Hinrichtung der Frebler die Prügelsstrafe eingeführt werden sollte. Wird jedoch ein König von einem andren König gestürzt, so nennt man dies

ein Gottesurteil. Alsdann ergeben sich neue Regeln für die angestammte Königstreue. Es zeigt sich, daß die Königstreue zwar ewig dauert, aber doch wie jedes Vergehen — verjährt, und daß sie, zum Unterschied von Rüdfahrarten, übertragbar ist. Jedes loyale Volk, jeder Bürger, und namentlich jeder Beamte und Soldat kann auch jederzeit an eine neue Fürstenfamilie anstammen.

Der Geschäftsgang dieser Uebertragung ist im allgemeinen der folgende: Muß ein König in Folge eines siegreichen Kollegen von seinem Thron verschwinden, so hat sich insbesondere jeder auf den bisherigen Herrscher vereidigte Beamte und Offizier in Gewissensqualen zu wälzen. Es entsteht die furchtbare Frage: Kommt der angestammte Fürst wieder oder nicht? Hat man die Ueberzeugung, daß er wiedertehrt, so ist unter keinen Umständen die Treue auf den neuen König zu übertragen. Man wird dann die Treue darin suchen, daß man dem alten treu bleibt und dem neuen troht. Glaubt man aber, daß der Fürst für immer verschwunden ist, dann troht man dem alten, und bleibt dem neuen treu. Treue der Vergangenheit wäre dem Verrat an der Gegenwart und würde außerdem die Karriere vereiteln, welche doch der Ehrgeiz jedes braven und edlen Unterthans ist. Es ist dann eine Gottesprobe der Treue gewesen. So warf man in früheren Zeiten die der Hexerei Angeklagten in das Wasser: Sanken sie unter, so waren sie rein, schwammen sie oben, dann waren sie schuldig. Bei den Königen ist allerdings die Gottesprobe umgekehrt. Sanken sie unter, so bleibt man andern treu, schwimmen sie oben, so darf die Instammung nicht gewechselt werden.

Da alle Könige vollkommen sind, sobald sie nur Könige geworden sind, so kann sich jede um gestammte Königstreue sofort in eine angemessen modifizierte Begeisterung stürzen. Ein schönes Beispiel, wie in derartigen Zeiten zu verfahren ist, haben die alten Kurhesen geliefert, die ihrem jeweilig angestammten Fürstenhause, wie immer die Familie gerade hieß, unbrüchlich treu waren.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren sie noch an ihre Kurfürsten angestammt, dann aber wurden sie dem König Lustig bis zum letzten Athemzuge treu. Als nun die Gemahlin dieses Königs 1808 nach Marburg kam, da erschienen weiß gewandete Jungfrauen und jauchzten aus tiefster Seele wie folgt:

Große Empffindungen
bey
der beglückenden Ankunft Ihrer Königlichen Majestät
Friderica Catherina Sophia Dorothea
Regierende Königin von Westphalen,
Geborenen Königlichen Prinzessin von Württemberg
in
tiefster Unterthänigkeit gewidmet
von
einigen Bürgerstöckern Marburgs.

Sei uns gegrüßt, oh KOENIGIN! nimm Liebe,
Nimm Huldbigung von Marburgs Töchtern hin,
Nimm unsren Gruß, ihn heut ein treuer Sinn,
Für's Vaterland beseulet ihn die Liebe.
Wer wär' es auch, der hier zurück wohl bliebe,
Verschmähend dieses heil'gen Tags Gewinn,
Wo Dich zu seh'n, erhab'ne KOENIGIN,
Ein jedes Herz erfüllt mit heißem Triebe?
Von allen Jungfrau'n sind wir heut beneidet,
Die von dem Feste die Entfernung scheidet.
Wie Kinder oft nach ihrer MUTTER fragen,
So zogen wir nach DIR Erkund'gung ein.

In dieser Weise ging der hehre Sang weiter. Die Königin wurde als die „lang Ersehnte“ gefeiert und zum Schlusse gerufen:

Wir dürfen uns're Liebe IHR gestehen.
Und wünschen was der Himmel kann verleih'n
Für ihres Stammes Segen und Gedeih'n,
Des königlichen Hauses Wohlergehen!
Es blühe lang! o Zukunft voll Entzücken! —
Es blühe ewig, glücklich im Beglücken!

Wald darauf verschwand König Jerome in Folge Gottesgericht. Sofort wandte sich die Treue wieder dem zurückkehrenden Fürstenhause zu. Diese Instammung dauerte bis 1866. Da kam plötzlich ein neuer König, der Wilhelm hieß und der Familie der Hohenzollern angehörte. Wieder erschienen weiß gewandete Jungfrauen und jauchzten aus tiefster Seele wie folgt:

Seiner Majestät
unserem
Allergnädigsten König
am 15. August 1867
von
Marburgs Jungfrauen
in allertiefster Ehrfurcht überreicht.

Sei uns gegrüßt, o KOENIG! nimm die Liebe,
Nimm Huldbigung von Marburgs Töchtern hin,
Nimm unsern Gruß, ihn heut ein treuer Sinn
Für's Vaterland beseulet ihn der Friede.
Wer wär' es auch, der hier zurück wohl bliebe,
Wer wollte dieses Tages Glück verschmäh'n:
Erhabner KOENIG WILHELM, Dich zu seh'n —

Was jedes Herz erfüllt mit heißem Triebe?
Von allen Jungfrau'n sind wir heut beneidet
Die von dem Feste die Entfernung scheidet.
Wie Kinder oft nach ihrem VATER fragen,
So zogen wir nach DIR Erkund'gung ein.

In dieser Weise ging der hehre Sang weiter. Der König wurde als „lang Ersehnter“ gefeiert und zum Schluß gerufen:

Wir dürfen uns're Liebe DIR gestehen.
Und wünschen, was der Himmel kann verleih'n
Für Deines Stammes Segen und Gedeih'n,
Des königlichen Hauses Wohlergehen!
Es blühe lang — o Zukunft voll Entzücken! —
Es blühe ewig, glücklich im Beglücken!

So, nur so ängert sich die wahre angestammte Königstreue, nur so erhalt sie sich zugleich auf dem Laufenden. Eifere jeder diesem Beispiel nach, dann kann es ihm niemals fehlen und er wird niemals unter jene Königsklasterer, Vaterlandslosen und Hochverräter sich verirren, die frech und schamlos immer noch „Cumberländer“ in die Weiheberse setzen, während es korrekt längst „Hohenzoller“ heißen muß. —
Joe.

Kleines feuilleton.

In. Alt und Jung. Die rüchliche alte Dame schob sich mit lebhaft umherblitzenden Augen von der Küche in die Stube, wo Seiler saß, während seine junge Frau lachend der Tante folgte.

„Wirklich, Fräulein!“ rief diese fröhlich dem Neffen zu, „ich habe Dir zwar schon zu Deiner Hochzeit gratuliert, aber ich muß es noch einmal thun. Eigentlich sollte man's ja immer erst, wenn einige Tage vorbei sind und man die Küche der jungen Frau gesehen hat. Na, ich habe sie nun gesehen und — postausend! — das ist ja der reine Zuckerkuchen, wenn auch das Geschir bloß aus Blech und Thon ist. Wahrhaftig!“ sie lachte mit ihrem vollen Gesichte der jungen Frau zu, „er hat eine schöne Eroberung an Dir gemacht, Gustel!“

„Sehe ihr nur keine Späne in den Kopf, Tante Hilde,“ mahnte Seiler. „Unserer hat nachher seine liebe Not, die Dinger wieder herauszubringen. Ueberhaupt, wo Du weißt, daß Du Autorität bei Guste bist.“

„Und Friz duldet keine andren Götter neben sich,“ lachte die junge Frau.

„Wie alle Männer,“ jagte Tante Hilde, und die Blicke fuhrn vergnüglich forschend im Zimmer umher. „Auch Eure Stube ist nett. Wirklich: es war doch wohl man Inapp mit Euren Mitteln, aber was sich damit machen ließ, das habt Ihr gemacht. . . Nur der Regulator kommt mir etwas groß vor für das kleine Zimmer. Na, das täuscht oft vorher. Und Ihr werdet hier ja auch nicht ewig wohnen bleiben.“ Sie öffnete den Kleiderschrank, rüttelte an den Bettposten, hob die Decke vom Tisch und prüfte einen Stuhl auf seine Festigkeit. „Alles gebiegene Arbeit! Nicht so 'n alter Vazarschund, wie das heute leider Mode ist. — Nein!“ sie schlug die Hände zusammen. „Da ist ja auch noch der alte Sekretär von Deinem Vater, Friz, von meinem Bruder! Du, dafür muß ich Dir einen Kuß geben, Junge! Daß Du Dir den behalten hast! Das ist brava von Dir, Fräulein! Wenn Du wüßtest, wie mich das freut!“ Und sie betrachtete mit gerührten Blicken das alte Möbel.

„Ja,“ sagte Friz, „es ist ein so altes, ehrwürdiges Stück. Und fast ein Kunstwerk. Heute kriegt man so etwas kaum noch zu kaufen.“

„Ach, überhaupt heute!“ Die Lippen der alten Dame kränkelten sich verächtlich. „Was Du heute kriegst! Da kannst Du in hundert Stuben kommen und eine siehst so dumm aus wie die andre. Es ist ja kein Charakter mehr d'rin — wie in den Menschen. Die sind auch alle abgehobelt jetzt! Und . . .“ sie stuzte plötzlich und trat an das Sopha, zur Wand hinauffehend, „na, aber was sind denn das für Bilder!“ Sie wiegte den Kopf hin und her. „Kinder! Was habt Ihr Euch da für pudige Sachen hingehängt!“ Jetzt kniete sie auf dem Sopha und buchstabierte an den Unterschriften zweier Kupferstiche: „Nympe im Walde?“ „Die Toteninsel?“

„Gefallen sie Dir nicht?“ fragte Friz.
„Gefallen?“ Das runde Gesicht der Tante nahm einen ganz melancholischen Ausdruck an. „Ich bitte Dich, Friz! Kann einem so etwas überhaupt gefallen? Ich will mich ja nicht in Eure Angelegenheiten mischen. . . Ich meine: es ist natürlich Eure Sache, was Ihr mögt. . . aber das müßt Ihr doch selber sagen: in die Wohnstube gehören solche Bilder nicht!“

„Eine Gemäldegalerie hab' ich doch nicht,“ antwortete Seiler, „oder soll ich sie in den Korridor hängen?“

„Gar nicht hängen sollst Du sie! Wenn Du Dich nicht von ihnen trennen kannst, so lege sie meinetwegen in eine Mappe und schließe sie in die Kommode, aber baumele sie nicht da auf, wo jeder Mensch, der zu Euch kommt, sie sehen muß! „Nympe im Walde!“ So 'n unangezogenes Frauenschmierz! Offen an der Wand! Und „Toteninsel!“ Hul' Mich schüttelt's schon, wenn ich bloß daran denke!“ Die alte Dame schüttelte sich wirklich.

„Bist Du aber graulich!“ lachte Guste. „Wir denken uns weiter nichts dabei. Oder doch bloß, wenn man sie so recht mit Absicht betrachtet und in der richtigen Stimmung ist.“

Die Tante hörte nicht darauf. Behnütigt starrte sie zur Wand hinauf. „Und darunter wollt Ihr die Photographien Eurer Verwandten aufhängen. Kinder! Glaubt Ihr denn wirklich, das paßt zusammen?“ Sie wurde ganz rot vor Aufregung: „Ja, ich will es Euch sagen. Das paßt zusammen, wie solche Leute und Leichtfertigkeit! So!“ Sie drehte sich halb schluchzend um. „Nehmt's mir nicht übel!“

„Nein,“ lächelte Fritz, „da hast Du natürlich recht. Das würde schlecht zusammen stimmen. Aber das beabsichtigen wir auch nicht. Photographien kommen überhaupt nicht an die Wand.“

„Wie?“ Tante Hilde war sehr erschrocken. „Die Bilder Eurer Lieben hängt Ihr nicht auf?“

„Vater und Mutter sind im Standrahmen auf der Kommode, wie Du siehst,“ erklärte Guste.

„Ja, aber die andern alle. Es gehören doch noch mehr zur Familie.“

„Die stecken im Photographie-Album,“ sagte Seiler. „Und das liegt in der Kommode. Willst Du's sehen?“

„Nein. — Also das liegt in der Kommode!“ Tante Hilde nickte vielsagend vor sich hin.

„Wir können uns doch unmöglich die ganze Wand mit zum Teil ganz gleichgültigen Bildern bekränzen,“ ärgerte sich Fritz. „Oder meinst Du, es sieht schön aus, wenn da überall ein Gesichtsflex neben dem andern lebt? Der eine womöglich pechschwarz, der andre gelb und verwässert vor Alter? Scheußlich!“

„So, das findest Du scheußlich?“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm: „Sieh' mal, lieber Junge, man muß dabei doch an die inneren Beziehungen denken. Aber hast Du die etwa zu den andern Bildern?“

„Ganz gewiß kann man auch dazu Beziehungen haben! Sehr lebhaft sogar!“

„Zu der Waldnymphette etwa?“ Die alte Dame blickte ihn plötzlich mißtrauisch an.

Fritz lachte hell auf.

Und Guste mußte auch lächeln und sagte: „Ich glaube, Tante, Du verstehst ihn nicht.“

„Ja, weiß Gott!“ Tante Hilde seufzte tief und sah die jungen Leute hilflos an: „Ich verstehe Euch wirklich nicht, Kinder.“

— **Drei deutsche Baumriesen.** Im Organ der ostpreussischen Landwirtschaftskammer wurde seiner Zeit eine Frage aufgeworfen: Wieviel Meter im Durchmesser mißt der stärkste Baum Deutschlands und wo ist derselbe zu finden? Aus der Antwort von Dr. Giersberg, die reiches Material aus allen Gegenden Deutschlands enthielt, sei folgendes hervorgehoben: Der stärkste Baum in Deutschland ist die Nieselninde bei Staffelsheim in Bayern (Oberfranken), an der Bahn von Nichtenfels nach Bamberg. Dieselbe ergab bei einer Messung am 1. März 1900 unten an der Erde, da, wo sich noch Wurzelwülste finden, einen Umfang von 24 Meter; dagegen über den Wurzelwülsten einen genauen Umfang von 17,10 Meter, hier also einen Durchmesser von 5,45 Meter. An der nordwestlichen Seite ist der Baum abgestorben und stammfaut, während die südöstliche Hälfte desselben noch grünt und alljährlich prächtig blüht; das Innere des Baumes ist hohl. Das Alter dieser Rinde wird auf 1100 bis 1200 Jahre geschätzt. — Auch der zweitgrößte Baum in Deutschland ist eine Rinde. Dieselbe steht bei Neuenstadt am Kocher in Württemberg und hat einen Durchmesser von 4,18 Meter in Brusthöhe; ihr Alter wird auf 1200 bis sogar 1800 Jahre geschätzt; sie ist fast vollständig abgestorben. — Eine fast gleich starke, jedenfalls aber die drittstärkste Rinde ist die berühmte Heberlinde in Ostfriesland, nördlich der Stadt Weppen an der Grenze des Bourtanger Moors, im Kreise Achendorp bei der Station Dörpen. Der Stamm derselben ist wenig hoch über der Erde merkwürdig verengt, hat hier einen Umfang von 11,16 Meter, also 3,55 Meter Durchmesser. Nach oben zu, da, wo die Äste derselben auseinandergehen, verdickt sich der Stamm sogar bis zu einem Umfange von 18,60 Meter, entsprechend einem Durchmesser von 5,92 Meter. Von der Größe dieses Baumes kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man berücksichtigt, daß da, wo sich die Äste verzweigen, bis vor kurzem in dem Baum ein Tisch stand, um welchen sechs Personen bequem auf Stühlen sitzen und trinken konnten. Die mächtige, prachtvolle Krone war kuppelförmig geblüht und noch bis vor wenigen Jahren ganz gesund; jetzt ist der Riese leider auch im Absterben. —

en. **Eine japanische Papierpflanze.** Die Wände der japanischen Häuser bestehen aus einem Fachwerk von Holz, das mit feinem Papier bekleidet ist, so daß wohl das Licht, aber nicht der Wind eindringen kann. Diesem Gebrauch ist zum großen Teil die bedeutende Entwicklung zuzuschreiben, die der Papierindustrie in Japan beschieden gewesen ist. Das von den Japanern hergestellte Oelpapier ist billig und sehr dauerhaft. Manche Sorten davon sind von solcher Dauerhaftigkeit, daß sie über ein Jahr vorhalten. Ueberhaupt dient das Papier in Japan zu Verwendungen, die bei uns unbekannt sind, namentlich sind wir noch weit davon entfernt, das Papier zu Verpackungen in so ausgedehntem Maßstab zu benutzen. Papierfäden zur Aufbewahrung von Thee halten beispielsweise acht Jahre lang vor. Die merkwürdigste der japanischen Papiersorten ist ein durchsichtiges Lederpapier, das so weich ist wie das feinste Kalbleder und außerdem die Beschädigung der Ware von außen her gestattet, ohne daß die Verpackung geöffnet wird. Das Lederpapier ist für die japanische Industrie um so wertvoller, als die Zahl der Haustiere,

die ein gutes Leder liefern könnten, dort sehr beschränkt ist. Während in Europa und in Amerika das Papier aus Holzstoff, aus macerierten Pflanzfasern oder aus Rückständen von Baumwolle oder Leinwand verfertigt wird, benutzt man in Japan dazu die innere Rindenschicht von Bäumen oder Sträuchern. Daher rührt die größere Weichheit, die mehr seidenartige Beschaffenheit und die größte Widerstandsfähigkeit des japanischen Papiers. Durch Rässe verliert es letztere, gewinnt sie aber, nachdem es trocken geworden ist, sehr schnell wieder. Allerdings kann das japanische Papier nur durch eine besondere Behandlung zu einem Schreibpapier gemacht werden, denn seine Fasern sind so lang, daß sie sich leicht in der Spitze einer Stahlfeder verfangen. Unter den japanischen Pflanzen, die der Papierindustrie die Rohstoffe liefern, ist eine der merkwürdigsten die Edgeworthia papyrifera, die einen Papierbrei abgibt, dem in Japan der Name Misumata beigelegt wird. Die Misumata wird in großen Mengen nach Amerika ausgeführt, um dort namentlich zur Verfertigung von Papier für Urkunden benutzt zu werden. Die genannte Pflanze ist ein Strauch von stattlichem Aussehen, der fünf Fuß hoch wird und gerade in den Gegenden wächst, wo der Reisbau nicht fortkommt. Roter oder gelber Thon vulkanischen Ursprungs, vielleicht noch mit grobem Kies vermischt, scheint ihm als Standort besonders zu behagen. Die Ernte vollzieht sich in der Weise, daß die ganze Pflanze dicht über dem Boden abgeschnitten wird, worauf man vom Hauptstamm und den Zweigen die Rinde abschält. Die so erhaltenen, langen, schwammigen Strähnen werden dann mit Natrium behandelt und verwandelt sich so in einen gleichmäßigen Brei, der dann noch mit Wasser vermischt und wie Chloralkali gebleicht wird. Eine Frau vermag mit Hilfe eines aus Bambus hergestellten Gerätes 600 Papierblätter täglich zu machen. Dann wird das Wasser aus den Blättern ausgepreßt, die weiterhin gebüht und an der Sonne getrocknet werden. Neuerdings ist man auch in Japan dazu übergegangen, das Papier mit Hilfe von Maschinen zu fabricieren. —

Humoristisches.

— **Verlorenes Vertrauen.** Bauer: „Falsch hab' ich g'schworn, und den Prozeß hab' ich do' net g'wommen! . . . Eing'sperret haben s' mi' aa' no! . . . Und da soll ma' a' Vertraun zum G'richt hab'n!“

— **Vosshafte Auffassung.** „Sie haben ja das Auge verbunden!“
„Im ja, da ist mir etwas hineingeflogen, als ich gestern abend nach Hause ging!“

„Sie, das dürft' meine Frau nicht riskieren!“

— **Beschwerde.** Gast (der in der Nodensuppe ein Haar findet, zum Wirt): „Erlauben Sie mir, auf der Karte steht doch Roderl's und nicht Roderl'suppe!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der bei Port Arthur zu Grunde gegangene Basilij Bereßtschagin hat vielleicht die grauhaftesten Schlachtenbilder gemalt, von denen die Kunstgeschichte weiß. Durch seine Scenen aus dem russisch-türkischen Krieg (1878): „Verbandsplatz“, „Eingsegnung“ (ein Pope segnet ungezählte Tote), „Sie sind gekommen“ (tote Türken und Russen in wildem Kränzel übereinander), „Das ausgestorbene Lazarett“, „Auf dem Schiplapok alles ruhig“ (erfrorene Compagnien) usw. wurde er mit einem Schläge weltberühmt. Gutmütige meinten, Bereßtschagin wolle durch diese gemalten Greuel vom Kriege abschrecken. Später erkannte man, daß auch ein gut Stück Sensationslust in dem Russen steck.

— Die Aufführung der „Heroischen Komödien“ von Adolf Paul findet am 27. April, nachmittags 3 Uhr, im Residenz-Theater statt.

— Im Prager National-Theater wird demnächst das Schauspiel des Dänen Johannes Møller „Die alte Geschichte“ gegeben. In Kopenhagen ist das Stück noch nicht gespielt worden.

— In der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung werden Sonderausstellungen haben: Ludwig Dill-Karlsruhe, der frühere Vorsitzende der Münchener Secession; Gotthard Kuehl-Dresden, der Führer der ehemaligen Dresdener Secession; Oskar Frenzel-Berlin.

— Die 18. Kunstausstellung des Vereins der Künstlerinnen zu Berlin wird heute mittag (12 Uhr) im Ausstellungssaal der Akademie der Künste (Potsdamerstraße 120) eröffnet.

— In Genf soll nach dem Vorbild der deutschen Goethe-Gesellschaft eine Rousseau-Gesellschaft gegründet werden.

— Eine eigenartige Hausinschrift befindet sich an einem Gehöft in Oesterlappeln: „Die Nebligkeit währt am längsten! Warum? Denn sie wird wenig abgenutzt und man gebrauch't sie selten.“